

Predigt in der Marktkirche Hannover, Israelsonntag 2018

Liebe Gemeinde,

im heutigen Predigttext geht es um die Frage: Was ist zu tun? Die Evangelien überliefern ein Gespräch zwischen Jesus und einem Schriftgelehrten, einem, der sich in der Tradition und mit den Geboten auskannte. Ein Gespräch unter Fachleuten. Es geht um die Frage nach dem wichtigsten Gebot der Tradition, dem unverzichtbaren Kern.

Im Judentum gibt es viele Gebote. Manche von ihnen beziehen sich auf ethische Fragen, wie das Verbot des Tötens, Stehlens und Ehebrechens und das Gebot, Sozial Schwache zu unterstützen. Manche sind explizit religiöse Gebote, wie die Weisung das tägliche Gebet zu sprechen. Manche Gebote beziehen sich auf das Land, so z. B. es in einem bestimmten Rhythmus ruhen zu lassen oder auf eine bestimmte Art zu ernten. Andere Gebote der jüdischen Tradition beziehen sich auf den Tempel und die täglichen Opfer: zu Jesu Lebzeiten stand er noch. Es gibt Gebote für Männer, wie z. B. die Weisung, Kinder zu zeugen und sich Schaufäden an die Kleidung zu machen; es gibt Gebote für Frauen, z. B. am Freitagabend zu Beginn des Sabbats die Kerzen anzuzünden. Die Gebote der jüdischen Tradition sind zahlreich und sie umfassen alle Aspekte menschlichen Lebens.

In Anbetracht ihrer Vielzahl taucht in den Diskussionen der Rabbinen die Frage auf: Was ist das Wichtigste? Und: Was ist das notwendige Minimum?

Die Antwort Jesu lautet: *Das wichtigste Gebot ist das: Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist Herr allein und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit all deinem Verstand und mit all deiner Kraft.*

Das andere ist dies: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Kein anderes Gebot ist wichtiger als diese beiden.

Als erstes benennt Jesus den Text der Bibel, der sich zu *dem* jüdischen Gebet, ja man könnte sogar sagen, zum jüdischen Bekenntnis entwickelt hat, das *Höre Israel*. Zu dem Gebet gehören noch zwei weitere Sätze: *„Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du dir zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Haus sitzt oder unterwegs bist, wenn du dich niederlegst oder aufstehst. Und du sollst sie binden zum Zeichen auf deine Hand, und sie sollen ein Merkzeichen sein zwischen deinen Augen und du sollst sie schreiben auf die Pfosten deines Hauses und an die Tore“*

Dieses Gebet wird auch heute in jedem jüdischen Gottesdienst gesprochen. Es wird den Kindern beigebracht. Es ist das Gebet, das auf dem Sterbebett gesprochen wird. Dieses Gebet hat im Judentum den Stellenwert, den im Christentum das Vaterunser hat.

Die Bedeutung dieses Textes möchte ich mit einer Legende aus der Antike und einer Erinnerung aus dem 20. Jahrhundert illustrieren.

Die Legende wird über Rabbi Akiba aus dem 2. Jahrhundert berichtet. Rabbi Akiba war von den Römern zum Tode verurteilt worden, weil er verbotenerweise jüdische Tradition an seine Schüler weitergegeben hatte. Er wurde auf den Richtplatz geführt, mit eisernen Kämmen gefoltert. Und als er sein Leben aushauchte, sprach er diesen Satz: Schema Israel, adonai elohenu, adonai echad. *„Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist Herr allein.“* Und er verschied mit dem letzten Wort. Ein Märtyrer, der im Angesicht der Feinde, am Bekennen seines Gottes festhält. Mir hat diese Legende großen Eindruck gemacht, weil Rabbi Akiba mit dem Einsatz seines Lebens an Gott und seinen Weisungen festhielt.

Jetzt springe ich ins 20. Jahrhundert zu den Erinnerungen Gerschom Scholems, einem der großen Wissenschaftler der jüdischen Mystik. Er wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Berlin geboren und wuchs in einem liberal-säkularen

Elternhaus auf. Als junger Mann entdeckt Scholem die religiöse Tradition des Judentums und beginnt Hebräisch zu lernen. Wohl um ihm zu zeigen, dass sie auch etwas wisse, spricht ihm seine Mutter, für die Religion keine Bedeutung hatte, eines Tages einen hebräischen Text vor. Es ist das „Höre Israel...“. Diesen Text kennt sie, auch wenn sie nicht um die Bedeutung der hebräischen Worte weiß. Das „Höre Israel“ ist das, was noch da ist, wenn jemand sonst alles an Religion vergessen hat.

Schema Israel, adonai elohenu, adonai echad. „Höre Israel, der Herr, unser Gott, ist Herr allein.“

Gott ist Herr: ich deute diesen Satz als eine Erinnerung und als eine Hoffnung. Ein Jude spricht ihn zum nächsten: Er ist eine Erinnerung – oder besser: Vergegenwärtigung - daran, dass Gott der Schöpfer der Welt ist, die Israeliten aus Ägypten befreit und ihnen die Tora geschenkt hat. Das Nachsprechen und Vergegenwärtigen dieser biblischen Sätze ist Ausdruck von Hoffnung, dass diese Welt nicht sinnloses Chaos ist.

Gott ist Herr, kann auch als Aufforderung verstanden werden, nicht anderen Göttern anzuhängen. Martin Luther sagt: daran, woran du dein Herz hängst, das ist dein Gott. Dieser Gott – oder besser: die Götze – kann viele Gesichter haben: es können Gegenstände sein, ein Auto oder ein Computer, es können auch bestimmte Eigenschaften sein: Klug oder cool sein wollen, es kann das Verfolgen von Zielen sein, Reichtum nachzujagen oder dem großen Erfolg. Die vielleicht größte Götze wird uns täglich von der Werbung gepredigt: Einkaufen und Konsumieren machen glücklich, wird uns auf vielfältige Weise immer wieder neu eingepägt. „I shop, therefore I am.“ Ich kaufe, also bin ich.“ Die moderne Selbstvergewisserung des Individuums geschieht im Einkaufen und im Konsumieren. Mehr oder weniger haben wir alle an ihr teil. Aber der Satz, *Höre Israel*, der Herr, unser Gott, ist Herr allein“ erinnert daran, dass es anderes gibt als Geld, zu verdienen und Geld auszugeben. Nämlich ein Leben zu

führen, in dem ich mich meinem Nächsten, der sozialen Gemeinschaft und Gott gegenüber verantwortlich weiß.

Der Satz „*Höre Israel*, der Herr, unser Gott, ist Herr allein“ ist für mich auch ein Satz von Hoffnung, in dem der Wunsch verborgen ist, dass Gott der Herr der Welt werde: nicht Kapitalgesellschaften mit dem Ziel, die Rendite zu vergrößern sollen die Herrschaft über die Welt ausüben, sondern Gott möge der Herr dieser Welt sein. Nicht als ein absoluter Herrscher, wie der Sonnenkönig Louis 14., sondern durch Menschen, die diesen Gott „lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele, mit all deinem Verstand und mit all deiner Kraft“, wie es im zweiten Teil des *Höre Israel* heißt. Gott wünscht sich eine Beziehung zu den Menschen, die den ganzen Menschen umfasst: mit allen Trieben und Instinkten, mit dem Verstand, mit dem Herzen und mit allen Eigenschaften, Talenten und Besitztümern, über die ein Mensch verfügt.

Dieser Satz kann als ein unendlicher Anspruch gehört werden, vor dem Menschen nur versagen können. Aber so muss er nicht verstanden werden. Er kann auch als befreiend gehört werden: in meiner Beziehung zu Gott, in meinem mich Einsetzen für Gott mit allem was und wer ich bin, brauche ich nichts von meiner Person abzuspalten. Auch nicht jene Seiten, die ich an mir für negative halte. Faulheit, Neid, Eitelkeit. Dies ist die Herausforderung: auch mit ihnen Gott zu dienen.

Das Gebot Gott mit dem ganzen Mensch-Sein zu lieben, Jesus verknüpft mit einem anderen zentralen Gebot der jüdischen Tradition: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst.“

Der jüdische Religionsphilosoph und Übersetzer der Bibel Martin Buber hat dieses Gebot so übersetzt: „Liebe deinen Nächsten, denn er ist wie du.“ Frei übersetzt kann diese Aufforderung lauten: sehe in dem Menschen, der dir

begegnet, ein Bild Gottes und respektiere ihn. Wer immer dir begegnet, behandle diesen Menschen mit Respekt und Achtung. Sieh in ihm oder ihr nicht nur eine Arbeitskraft, einen Widerstand, ein Störfaktor, ein Ärgernis. Sieh in Deinem Gegenüber ein einzigartiges und unverwechselbares Bild Gottes. Und: Behandle keinen Menschen als ein Mittel zum Zweck. Lass den Menschen, der vor Dir steht, den wichtigsten auf der Welt sein.

Die Antwort, die Jesus auf die Frage seines Kollegen gibt, bindet den Menschen ein, in eine Beziehung zu Gott und zu seinen Mitmenschen. Sie lenkt den Blick weg von der eigenen Person, hin auf Gott und hin auf den oder diejenige, die meine Nächste ist.

Das Bild, das an dieser Stelle von Jesus und seinem jüdischen Gesprächspartner gezeichnet wird, sprengt ein Klischee: die Vorstellung, es habe zwischen Jesus und seinen jüdischen Zeitgenossen einen tiefen, unüberbrückbaren Gegensatz gegeben. Hier besteht kein Gegensatz, sondern es herrscht Übereinstimmung zwischen Jesus und seinem Gegenüber. Der Antwort Jesu stimmt der Schriftgelehrte zu: „Meister, du hast wahrhaftig Recht.“ Er wiederholt die Aussage Jesu zustimmend und führt sie fort: „Gott (er) ist Herr allein, und es gibt keinen andern außer ihm; und ihn lieben mit ganzem Herzen, mit aller Einsicht und mit aller Kraft, und seinen Nächsten lieben wie sich selbst, das ist mehr als alle Brandopfer und Schlachtopfer.“ Für uns, die wir keinen Tempel mit täglichen Opfern kennen, eine naheliegende Aussage. In ihrer Zeit – der Tempel stand noch und es wurden täglich Speis- und Trankopfer dargebracht – jedoch eine ungewöhnliche Aussage. Grad so, als würde jemand sagen, Gott und den Nächsten zu lieben sei wichtiger, als das Abendmahl zu feiern.

Jedoch: Jesus und sein Kollege sind stimmen überein. In ihrer Bestimmung dessen, was zum Zentrum von Religion gehört sind sie sich einig. Und: In dieser Antwort haben Juden und Christen und auch Muslime einen Kompass, auch wenn die Konkretion jeweils unterschiedlich aussieht.

Heute ist Israelsonntag und deshalb will ich neben der Auslegung des Evangeliums noch einen Blick auf das Verhältnis von Kirche und Juden in der Gegenwart werfen.

Die Kirchen haben in den letzten 50 Jahren viel getan, um die christliche Theologie und den Glauben zu erneuern, Antijüdisches aus der christlichen Theologie, dem Gottesdienst und Religionsunterricht auszuschneiden und die Beziehungen zu den jüdischen Gemeinden zu verbessern.

Dies spiegelt sich in den Studien Christen und Juden 1-3 der EKD von 1975-2001. Die Synoden der einzelnen Landeskirchen verabschiedeten Erklärungen: die hannoversche Synodalerklärung wurde 1995 verabschiedet, und die Erkenntnisse wurden 2013 Teil der Kirchenverfassung. (Am Büchertisch gibt es hierzu eine Broschüre.)

In Niedersachsen gibt es die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, (Hanna Kreisel-Liebermann ist die Vorsitzende der hannoverschen Gesellschaft.) Es gibt den Verein Begegnung-Christen und Juden. Niedersachsen: das aktuelle Jahresprogramm finden Sie auf dem Büchertisch. Es gibt vielfältige Initiativen und Projekte, wie z.B. die Internationale Jüdisch-Christliche Bibelwoche in Ohrbeck bei Osnabrück. Es hat sich in den letzten Jahrzehnten viel getan.

Jedoch: Die Erneuerung von Theologie und kirchlicher Praxis ist keinesfalls abgeschlossen. Der Antijudaismus ist so tief in der Religion und Kultur verwurzelt, dass es mehr als eine Generation braucht, um ihn auszuschneiden.

Und: das was vor wenigen Jahren nicht hinterfragbar schien, wird hinterfragt.

Das Recht auf Beschneidung von Knaben, so dass sie Teil des Bundes zwischen Gott und Israel werden. Das Recht, sich koscher ernähren zu können und das Recht, sichtbar als Juden in unserer Gesellschaft ohne Angst auf Übergriffe leben zu können.

In der Spiegel Ausgabe vom 21. Juli werden aktuelle Erfahrungen von Jüdinnen und Juden mit Antisemitismus beschrieben und wie dies konkret Einfluss auf das Leben hat. Besonders berührt hat mich, dass viele Kinder in den Schulen nicht sagen, dass sie jüdisch sind, aus Furcht davor beschimpft und gemobbt zu werden.

Diese Erfahrungen werfen in der jüdischen Gemeinschaft die Frage auf: Hat jüdisches Leben in Deutschland eine Zukunft? Und die Antwort nicht nur von Einzelnen lautet „Nein.“

Selbst wenn sich die Aussage als falsch erweisen sollte, so schmerzt mich diese Aussage. Denn ist sagt etwas über das Be- und Empfinden von Jüdinnen und Juden in der Gegenwart: „Wir werden nicht geschätzt, wir werden nicht respektiert, wir sind bedroht.“

„Wir werden nicht geschätzt, wir werden nicht respektiert, wir sind bedroht.“
Dies gilt es wahrzunehmen.

Was braucht es? Ein hörendes Herz. Empathie und Solidarität, um zu zeigen: Ihr seid nicht allein. Wir stehen an Eurer Seite.

Kirche und jüdische Gemeinschaft, das ist – nicht nur ein Kapitel im Lehrbuch der Dogmatik, sondern vor allem eine Beziehung, die zu leben ist. Immer wieder neu: mit einem hörenden Herzen, empathisch und solidarisch.

Und: Diese Beziehung einem hörenden Herzen, empathisch und solidarisch zu leben ist eine Konkretion der Gebote, die Jesus, aus der Tora zitiert und ins Zentrum stellt: Gott zu lieben und den Nächsten, immer wieder neu, nie endend.
Amen.

Pastorin Dr. Ursula Rudnick